

Hinterlassenschaften

Autor(en): **Zschokke, Matthias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **111 (2001)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Matthias Zschokke

Hinterlassenschaften

Die einen fahren Rad, die anderen Auto, wieder andere gehen zu Fuss. Was jeden einzelnen dazu veranlasst, sich so oder so fortzubewegen, ist meist Zufall. Leuten, die ihre Art der Fortbewegung für die einzig richtige halten, begegne ich mit Vorsicht. Innerlich schüttele ich den Kopf und denke, lasst doch gut sein, es ist nun wirklich nicht der Rede wert, ob ihr so oder so durch euren Alltag treibt. Diese Vorbemerkung, um klarzustellen, dass ich weder überzeugter Radfahrer noch Fussgänger wie auch kein erbitterter Autogegner oder Flugzeughasser bin. Ich nehme, was da ist, wenn's regnet die Untergrundbahn oder ein Taxi, wenn's schön ist, gehe ich am liebsten zu Fuss.

Zur Arbeit fahre ich bei gutem Wetter meist mit dem Rad. Der Weg ist nicht allzu weit, die Stadt ist flach, die Strassen sind breit und ohne allzuvielen Schlaglöcher. Ich kenne jede Ampel an meiner Strecke, ihre Rot- und Grünphasen, habe im Gefühl, wie schnell ich fahren muss, um bei der nächsten ohne anhalten zu müssen durchzukommen. Bremsen ist für Radfahrer unangenehm, weil investierte Energie dabei verloren geht. Man wird geizig auf dem Sattel. Jedes bisschen Antrieb, das da ist, will aufgebraucht werden. Das war eine Zwischenbemerkung. Ich versuche damit, Autofahrern und Fussgängern zu erklären, weswegen Radfahrer oft wild klingelnd, mit den Armen fuchtelnd, Obacht schreiend und ohne ihre Fahrt zu verlangsamen auf Menschengruppen zu rollen, die ihnen im Weg stehen: das Tempo ist mühselig erarbeitet worden und mag nicht so ohne weiteres aufgegeben werden. Als Autofahrer übrigens wische ich nicht weniger rücksichtslos vor Fussgängern durch und schneide Radfahrern den Weg ab, und als Fussgänger nehme ich mir erst recht alle Freiheiten heraus gegenüber anderen Strassenbenutzern. Ich hasse Bremsen grundsätzlich. Im Flugzeug liebe ich am meisten das Starten. Damit bin ich zu allgemeingültigen Bemerkungen übergegangen, von denen ich annehme, dass sie die Mehrheit unterschreiben wird. Mehrheitsfähige Gedanken sind mir die liebsten; ich fühle mich darin geborgen. Und wenn einer im Flugzeug lieber

landet oder im Auto lieber die Bremskraft spürt, ist selbst das nicht weiter herausragend – es wäre dann halt einfach so. Oder so.

Mein Büro befindet sich in einem Gewerbehof. Wenn ich dort ankomme, schiebe ich das Rad ins Treppenhaus, drehe es um hundertachtzig Grad und lehne es links neben dem Eingang an die Mauer, so, dass ich abends ohne grosse Umstände zu machen aufsteigen und losfahren kann. Jeden Tag, wenn ich es abstelle, stosse ich mit dem Vorderrad gegen die Mauer. Vor ein paar Monaten ist mir aufgefallen, dass der Reifen dort jeweils einen Abdruck hinterlässt. Etwa dreissig Zentimeter über dem Boden sind auf der Breite von knapp einem Meter Tausende dunkler, senkrecht nebeneinander liegender Striemchen zu sehen. Wenn das Fahrrad nicht da steht, bei Regen oder im Winter, fällt dieses gestrichelte Muster und – auf der Höhe des Gepäckträgers – ein vertikaler, schmalerer Streifen ins Auge. Diese Markierungen könnten jemand Fremdem auffallen und ihn zum Nachdenken über deren Herkunft anregen. Mindestens mir würde nicht so schnell einfallen, dass sie wohl von einem Fahrrad stammen, welches hier seit Jahren auf dieselbe Weise abgestellt wurde.

In letzter Zeit denke ich manchmal an den Tod. Und wenn ich dann vor diesen Striemchen stehe, werde ich andächtig. Mir kommt vor, das einzig Bleibende, was der Mensch hinterlässt, sind solche Botschaften. Wir versuchen zwar, grosse Gedanken zu denken, Geld anzuhäufen, Kinder in die Welt zu setzen, die uns überleben – ohne es zu beabsichtigen, verursachen wir aber irgendwo tatsächlich eine Kerbe, weil wir dort jahraus, jahrein entlang gegangen sind, fabrizieren über Jahre eine Wandmalerei, eine Höhlenzeichnung, die in sich so zwingend ist, so absichtslos wahr, wie nichts anderes in unserem ganzen Leben, ein Dokument, das unendlich viel von unserem Dasein erzählt. Und wenn ein Nachgeborener vor dieser schraffierten Wand steht, wird er möglicherweise furchtbar erschrecken, weil er sieht, wie hier ein ganzes Leben abgeschnurrt ist. Solche Striche habe ich also gemacht, Tag für Tag einen, und so werden eines Tages meine Tage auch in der Tat verflossen sein, Strich für Strich. Das habe ich heute für erwähnenswert gehalten.

Der Weg, den ich mit dem Rad zurücklege, ist mir naturgemäss vertraut. Ich kenne jede Bodenwelle, jede Rille, jede gefährliche Ecke, jede Pfütze. Nur im Frühling muss ich mich jeweils zuerst

wieder kurz eingewöhnen. Manchmal wird in der Zwischenzeit etwas an der Strecke verändert, repariert, umgelegt. Neue Ampeln tauchen über den Winter auf, Häuser werden gebaut und verstellen die Sicht, andere werden abgerissen und geben den Blick frei. Im grossen Ganzen halten sich die Änderungen in Grenzen. Die Strassen, die ich fahre, sind nicht besonders prominent und liegen nicht im Zentrum des öffentlichen Interesses.

Ein Teil des Wegs führt an einem städtischen Park entlang. Zum Abkürzen – und weil es schön ist – fahre ich quer durch diese Grünanlage. Dazu muss ich von der Strasse auf den Bürgersteig wechseln. An einer bestimmten Stelle war eine Ecke aus dem Bordstein herausgebrochen. Dort passte mein Reifen genau hinein, und ich konnte ohne Geruckel die Stufe überwinden. Im letzten Winter scheint dieser Strassenabschnitt instandgesetzt worden zu sein. Die ersten Tage im Frühling fuhr ich verunsichert der Bordsteinkante entlang und konnte mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, wie ich die jeweils überwunden hatte. Ich wusste bloss mit Sicherheit, dass ich nie abzustiegen brauchte. Jeden Tag von neuem kam ich an dieses Hindernis, fuhr langsam daran entlang, lüpfte dann, im letzten Moment, das Vorderrad mit einem Hüpfen auf den Gehweg, liess das Hinterrad rumpelnd nachfolgen, fuhr weiter und fragte mich misstrauisch, warum mir das in den Jahren davor jeweils soviel leichter gefallen war. Erst nach langem kam ich dahinter, dass da früher immer ein schadhafter Bordstein war, der wohl ersetzt worden sein musste. Ich kann's bis heute nicht recht fassen. Jeden Tag verlangsame ich, überlege, erinnere mich dann, wuchte das Vorderrad kopfschüttelnd hoch und trauere dem defekten Stein nach. Wie ein Tier, das nicht kapiert, wenn sich etwas in seiner Umgebung ändert. Im Treppenhaus, das zu meinem Büro führt, fehlte beispielsweise lange Zeit eine Scheibe im Fenster unter dem Dach. Tauben flogen ein und aus, bauten sich ein Nest und brüteten. Junge schlüpften. Als sie flügge waren, scheuchte ich sie hinaus und klebte das Fenster mit Pappe zu – man sprach damals viel von Taubenzecken und den üblen Krankheiten, die von ihnen übertragen werden könnten. Die Tauben sind danach ein ganzes Jahr lang immer wieder vor dieses Fenster geflogen, versuchten irgendwo hineinzugelangen, klammernten sich darunter flatternd am Mauervorsprung fest und verstanden

nicht, was da vorgefallen war. Sie fallen mir manchmal ein, wenn ich an der Bordsteinkante entlang fahre.

Solche Winzigkeiten beschäftigen mich von morgens bis abends. Und dann bin ich gestorben. Das ist fabelhaft.

Seit Jahren muss ich – auch so etwas – vorne, bei der Hofeinfahrt, eine Eisenschwelle überwinden. Jedesmal gab es einen Schlag. Nun hat das offenbar einen anderen Mieter so sehr geärgert, dass er den Höhenunterschied mit Beton ausgeglichen hat. Seit sechs Monaten fahre ich ganz weich darüber. Wie mich das jedesmal freut! Sicher, es treibt mir die Tränen in die Augen, so schäbig und unscheinbar sind die aufgeführten Erkenntnisse, wenn ich sie mir ernsthaft betrachte. Aber sie füllen mich für den jeweiligen Moment ganz und gar aus, und meine Tage bestehen aus nichts als solchen Momenten. Als würde ich etwas zutiefst schmerzlich vermissen, irre ich am Rand des Parks dem Bordstein entlang auf der Suche nach einem Ersatz für die verlorene Scharte; als würde ich etwas Wunderbares erleben, fahre ich seit Wochen sanft über das Betonrämpchen in den Gewerbehof...